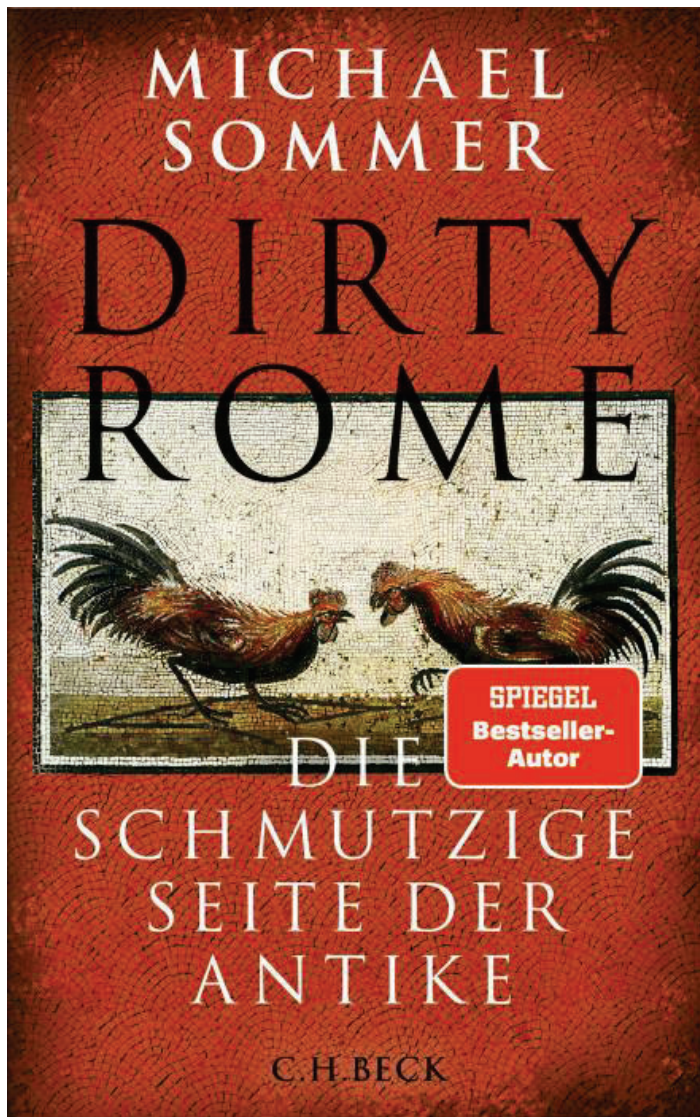


Unverkäufliche Leseprobe



Michael Sommer
Dirty Rome

Die schmutzige Seite der Antike

2026. 352 S., mit 13 Abbildungen und 2 Karten
ISBN 978-3-406-85052-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/40764224>

MICHAEL SOMMER

DIRTY ROME

MICHAEL SOMMER

DIRTY ROME

*Die schmutzige Seite
der Antike*

C.H.BECK

Mit 13 Abbildungen und 2 Karten

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Hahnenkampf, Mosaik aus Pompeij,
Museo Nazionale Archeologico, Neapel. © akg-images /

André Held; Steinboden, © serts / Istock

Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 85052 3

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Edle Einfalt, stille Größe, oder:
Die im Dunkeln sieht man nicht 9

- I. *Squalor*. Von stinkender Brühe und dicker Luft 17
- Gravius caelum* 17
- Reize des Verderbens 24
- Hör auf, dich zu wundern 28
- Stehen still und faulen 33
- II. *Fames*. Von Hunger und schlechter Kost 39
- Verheert und ausgeplündert 40
- Plebejer, helf mir! 44
- Mit Pinienkernen und Pfefferkörnern 50
- Ein Pfund geschroteten Weizen 56
- III. *Cenaculum*. Von Wohnungsnot und Mietwucher 63
- Himmlische Obergeschosse 64
- So viele Tode wie Fenster 68
- Für Geld gibt's Ruhe 71
- Ich wohne jetzt gratis 76
- IV. *Morbus*. Von Krankheit und Quacksalberei 85
- Direkt neben dem Brustbein 86
- Überall Tod und Ansteckung 91
- Tanta illa pestis* 94
- Phlegma und Cholera 100

Wild und skythisch	104	
Nicht nur körperlich krank	110	
V. <i>Seditio</i> . Von Massakern und Bürgerkriegsgewalt		119
Der Ursprung des Übels	120	
Winter der Verfolgungen	124	
Leicht erregbar und geneigt zu Aufständen	129	
Kein Verbrechen, das als unrechtmäßig galt	135	
Mitleid also, nicht Gerechtigkeit	141	
VI. <i>Infamia</i> . Von Stigmatisierung und Ausgrenzung		149
Nur syrische Stoffe	149	
O Eroberer, sei ein Gott!	154	
<i>Unam litteram Graecam</i>	159	
Schweinefleisch gilt ihm wie Menschenfleisch	165	
Und so geschah alles, wie ich es mir wünschte	170	
<i>Uri, vinciri ferroque necari</i>	174	
VII. <i>Servitus</i> . Von Sklaverei und Zwang		183
Praktisch dem Sterben gleich	184	
<i>In metallum</i>	188	
Ein Mantel alle zwei Jahre	191	
In dem Glauben, dass er frei sei	195	
VIII. <i>Ambitus</i> . Von Vetternwirtschaft und Machtmissbrauch	201	
<i>Manus manum lavat</i>	202	
Die Auffassung, dass alles käuflich sei	206	
Wozu ist denn deine Freundschaft gut?	211	
Arbeite daran, dass sie dir zugetan sind	216	
Und erledigt war die Chose	224	

IX. *Meretrix*. Von Frauenhass und sexueller Ausbeutung 23I

Eine ehrgeizige Frau 232

Vale! 237

Qui te amat plurimum 24I

Wer so oft heiratet, heiratet nicht 247

Abominandum scelus 250

Willst du dich lieber von deiner Geilheit
zerreißen lassen? 255

X. *Rumor*. Von Gerüchten und Fake News 26I

Tota Italia 262

Fama volat 266

Zerfetzte und angekohlte Überreste 272

Wie die Faust aufs Auge 279

Alljährlich ein Opfer 283

Epilog 29I

A N H A N G

Dank 30I

Anmerkungen 303

Abkürzungen 320

Literatur 329

Bildnachweis 345

Namenregister 346

Ortsregister 350

Edle Einfalt, stille Größe,
oder: Die im Dunkeln sieht
man nicht

Im Jahr 1748 wurde Johann Joachim Winckelmann, der Schustersohn aus Stendal, Bibliothekar beim Grafen Büнау auf Schloss Nöthnitz bei Dresden. Die sächsische Kapitale hatte August der Starke zum barocken Gesamtkunstwerk geformt. Der ausladende Prunk, dem Winckelmann auf Schritt und Tritt begegnete, stieß dem studierten Theologen und Mediziner sauer auf: zu bunt, zu verspielt, zu kleinteilig. Doch der Sachsenkönig hatte sich auch eine exquisite Sammlung antiker Kunst zugelegt, griechische und römische Statuen aus blendend weißem Marmor. Und in der gräflichen Bibliothek stieß Winckelmann auf meterweise Literatur über das künstlerische Schaffen von Griechen und Römern. Was er dort las und sah, weckte sofort seine Begeisterung. In den steinernen Zeugen der antiken Kunst fand der Bibliothekar die Klarheit der Form, die er beim Dresdner Barock so schmerzhaft vermisste.

Nach sieben Jahren als Bibliothekar verließ Winckelmann Nöthnitz, konvertierte heimlich zum Katholizismus und übersiedelte nach Rom. Im selben Jahr, 1755, erschien im Verlag Walther in Dresden seine erste große Schrift: *Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauer-Kunst*. Sie verkaufte sich so gut, dass schon wenige Monate später eine zweite Auflage gedruckt werden musste. Darin bringt Winckelmann das Kunstschaffen der Antike auf die so eingängige wie bis heute populäre Formel, das «allgemeine Kennzeichen» der griechischen Kunst sei «endlich eine edle Einfalt, und eine stille Grösse».¹

Und heute? Edle Einfalt, stille Größe: Genau so hat man sich noch im 20. Jahrhundert die Antike vorgestellt – und keineswegs nur die griechische. Die mediale Logik ist eine andere, doch die strahlend weiße Marmorarchitektur in lichtdurchfluteter Landschaft ist dieselbe. In dieser Stimmung haben die Maler der Romantik Italien und Griechenland in Szene gesetzt, und die von Winckelmann beeinflussten romantischen Sehgewohnheiten haben auch die großen, für das Kino gemachten Antiken-Spektakel inspiriert. Natürlich wissen wir inzwischen, dass weder in Rom noch in Athen Größe und Einfachheit – nichts anderes heißt «Einfalt» bei Winckelmann – herrschten, Stille schon gar nicht. Der Marmor war grellbunt bemalt, der Raumeindruck antiker Gebäude dürfte heute eher in barocken Kirchen zu erleben sein als im strengen Klassizismus von Schinkels Altem Museum oder der Großmachtarchitektur von Washington, D. C.

Erst in jüngster Zeit wird noch ein anderes Rom in der Populärkultur sichtbar: in TV-Produktionen wie *Rome*, *Domina* oder unlängst *Those About to Die* stapelt sich der Unrat, wir begegnen Bettlern, Gaunern, Huren. Das Rom der Netflix-Welt ist keine blankgeputzte Kunstlandschaft aus dem Hochglanzprospekt, sondern chaotisch, schmutzig, laut. Was ursprünglich Budget-Zwängen geschuldet war, ist längst ästhetisches Programm. Am Horizont qualmen Scheiterhaufen und Öfen von Handwerksbetrieben, Kamerafahrten lassen uns eintauchen ins Gassengewimmel der Subura, des Slums der Hauptstadt. Mittendrin einfache Leute, Otto Normal-Römer sozusagen. Diese Antike mit Patina passt besser zum Zeitgeist des 21. Jahrhunderts als Winckelmanns Ideal. Was wir vom Alltag der alten Römer sehen, wirkt nicht sonderlich einladend. Wollen wir mit diesen Menschen tauschen? Lieber nicht. Kaiser Augustus habe ein aus Ziegeln erbautes Rom vorgefunden und eines hinterlassen, das aus Marmor errichtet war, behauptet sein Biograph Sueton. Doch was steckte hinter all dem Marmor? War der Glanz der Weltmetropole womöglich nur glänzende Fassade vor trister Wirklichkeit – dünner Firnis, eine optische Täuschung gar? Drastisch gesagt:

War das antike Rom am Ende nichts als ein riesengroßes Dreckloch, ein Shithole?

Wie also blicken wir heute auf das alte Rom? Ist Winckelmanns Antike-Verklärung noch wirkmächtig? Lange war sie es. Selbst bei Asterix begegnet uns eine fast klinisch reine Antike. In Lutetia und Rom: weiße Fassaden, wohin man blickt. Doch produzieren eben Kino und TV ständig neue, starke Bilder, die unsere Vorstellungswelt, wenn wir ehrlich sind, intensiver und unmittelbarer beeinflussen als alles, was wir lesen, dieses Buch inklusive. Neue Antike-Vorstellungen überlagern langsam die alten. Zeit also für ein Umdenken auch in der Wissenschaft? Wenn man Historiker fragt, wie es denn nun wirklich war, geben sie gern zur Antwort: Es ist kompliziert, und es kommt drauf an. Zum Einer- gehört in der Wissenschaft stets das Andererseits.

So auch in puncto «dirty Rome». Rom war unzweifelhaft beides: eine glanzvolle Metropole, die mit vollem Recht das «Haupt der Welt» genannt wurde, und ein Müllhaufen, in dem es zum Himmel stank, übrigens nicht nur im Wortsinn. Denn jenseits von Kloaken und Dreckschleudern gab es im Römischen Reich noch ganz andere Dinge, die anrühig waren. Wohnverhältnisse, medizinische Versorgung und Nahrungsangebot waren nach modernen Standards dürftig. Frauen, Sklaven und Menschen am Rande wurden wie der letzte Dreck behandelt. Und wer Macht hatte, missbrauchte sie. Korruption, Vetternwirtschaft und Wahlmanipulation grassierten, während eine höchst mangelhaft informierte Öffentlichkeit ständig von Gerüchten und Fake News durchwabert wurde.

Welcher – optische, haptische, olfaktorische, moralische – Eindruck überwog, war ganz entscheidend eine Frage des Standpunkts. Und der wiederum hing vom sozialen Standort einer Person ab: Wohnte man in der Subura oder auf dem Palatin, kam man aus einer Senatoren- oder einer Handwerkerfamilie, hatte man Sklaven, oder schuftete man selbst im Schweiß seines Angesichts? Kurz: Wie man Rom erlebte, hing maßgeblich davon ab, ob man reich war oder arm.

«Denn die einen sind im Dunkeln / Und die andern sind im Licht. / Und man siehet die im Lichte, / Die im Dunkeln sieht man nicht», heißt es in der Moritat von Mackie Messer in Brechts *Dreigroschenoper*. Im Dunkeln standen viele Menschen auch in der Antike – und dort stehen sie noch heute, weil sich unsere Quellen kaum für sie interessieren. Fast alle Texte wurden von Angehörigen der Elite für Angehörige der Elite verfasst. Eine Ausnahme stellen lediglich Inschriften und vor allem Graffiti dar. Deshalb ist es oft schwer, zu den Menschen im Dunkeln durchzudringen.

In diesem Buch sollen sie dennoch eine Stimme und ein Gesicht erhalten: Männer und Frauen, die auf der Schattenseite einer Welt lebten, die wir uns noch immer durchflutet von Licht, Weisheit und Schönheit vorstellen. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ein solcher Ort war die Antike unzweifelhaft auch. Griechenland und Rom haben mit Recht eine breite Spur der Erinnerung im kollektiven Gedächtnis Europas zurückgelassen. Ihr Erbe sind Gedanken von revolutionärer Kraft, Kunst und Architektur von unvergleichlicher Anmut, eine Literatur von Weltrang. Nicht umsonst hat Europa die Antike in diversen Renaissance immer wieder entdeckt und neu interpretiert. Griechen und Römer haben mit politischen und rechtlichen Ordnungen experimentiert und so die Demokratie und die Republik erfunden – wenn auch die Wege, die von den Gesellschaftsentwürfen der Antike in die Moderne führen, verschlungener sind, als Politiker uns in Sonntagsreden glauben machen wollen.

Aber möchten wir unter dem römischen Adler leben? Vor einiger Zeit hat ein Trend in den sozialen Medien von sich reden gemacht: Meist junge Männer berichten ihren Partnerinnen, sie würden mehr oder weniger jeden Tag an das römische Imperium denken. Die Frauen ziehen als Antwort ein skeptisches Gesicht. Von der römischen Welt geht eine unerhörte Faszinationskraft aus. Ich glaube den Männern (und vermute es, ehrlich gesagt, von vielen Frauen auch), dass sie viel und oft an Rom denken – aber möchten sie deshalb mit einem Römer aus Fleisch und Blut tauschen? Oder einer Römerin?

Einem Sklaven, dem Mieter einer Mansardenwohnung, einem Gladiator? Möchten sie auf römische Ärzte angewiesen sein oder jeden Morgen ihrem Patron die Aufwartung machen? Möchten sie der Willkür reicher Magnaten mehr oder weniger schutzlos ausgeliefert sein? All das wollen sie, dessen bin ich mir sicher, nicht.

Dieses Buch verfolgt das Ziel, ein wenig Licht auf die Schattenseiten der römischen Welt zu werfen. Es soll und darf kein Rom-Bashing sein. Doch Verständnis für das Funktionieren einer Gesellschaft erlangt man nicht vom Sonnendeck aus, sondern indem man tief hinabsteigt, in den Maschinenraum. Dort, wo es lärmt und brodelt. Rom war erst einmal nicht besser oder schlechter als andere vor-moderne Zivilisationen. Allerdings war es erfolgreicher, resilienter, mächtiger. Und das aus gutem Grund: Das Imperium verstand es, den von ihm beherrschten Menschen Versprechungen zu machen, die ein hohes Maß an Plausibilität für sich beanspruchen konnten. Versprechungen auf sozialen Aufstieg, Teilhabe an einer großen Zivilisation, auch auf Sinn. Wer dazugehören durfte, war meist besser dran als die armen Teufel, die jenseits der römischen Grenzen ihre kümmerliche Existenz fristeten. Auch das gehört zur Wahrheit. Die Frage von Reg, dem jüdischen Aktivisten aus *Life of Brian*, bringt es auf den Punkt: «What have the Romans ever done for us?» Aquädukte, Kanalisation, medizinische Versorgung, Frieden. Das sind nur einige der Antworten auf Regs bohrende Frage.

Rom leistete auf diesen Gebieten mehr als die meisten konkurrierenden, sogar als viele spätere Gesellschaften, bis in die Zeit der industriellen Revolution. Und doch war es bestürzend wenig im Vergleich zu dem, was die Moderne den Menschen zumindest im Westen in Sachen Wohlstand, Sicherheit und Lebensqualität zu bieten hat. Sich das in der warmen Stube bei einer Tasse Tee zu vergegenwärtigen, auch dazu will dieses Buch einen Anstoß geben. Es will zeigen, wie eine Gesellschaft in einer Spirale des Grauens aus materieller Not soziale Ordnung, aus Ordnung Gewalt und aus Gewalt Sprache formt. Diese Logik bestimmt die Dramaturgie der folgenden Kapitel.

Die Reise ins dreckige Rom beginnt an Orten, wo die hygienischen Bedingungen skandalös waren. Aber auch dort, wo neue Technologien, primitiv wie sie sein mochten, ihren Tribut von Mensch und Natur forderten. *Squalor* heißt «Schmutz», und um Schmutz im Wortsinn soll es im so betitelten Kapitel I gehen. Wenn wir an Rom denken, fallen uns Orgien und Gastmähler ein. Doch bei den meisten Menschen der Antike ging es weit weniger verschwenderisch zu. Sie waren zufrieden, wenn sie satt wurden. Doch «satt» war ein relativer Begriff. Selbst wenn es für einen vollen Magen reichte, war die Ernährung mangelhaft. Immer wieder herrschte *fames*, blanker Hunger – das Stichwort für Kapitel II. Nicht viel besser waren die antiken Wohnverhältnisse. Die Elite residierte auf luxuriösen Anwesen in durchgrünerten Vierteln oder auf dem Land. Die bessergestellte Mittelschicht immerhin noch in großzügig geschnittenen und gediegen ausgestatteten Etagenwohnungen. Denen auf der Schattenseite blieben oft nur Mansardenkammern (*cenacula*) in einer heruntergekommenen Mietskaserne. Kapitel III besucht diese Menschen dort. Von hier aus brechen wir dann ins Reich der Leiden und Epidemien auf. Welche Rezepte kannte die antike Medizin, um Krankheit (*morbus*) zu lindern und Leben zu retten? Kapitel IV folgt vor allem der Vita und den Schriften des kaiserzeitlichen griechischen Arztes Galen, um dieser Frage auf den Grund zu gehen.

Bis hierhin sind es vor allem die materiellen Bedürfnisse nach Hygiene, Sattwerden, Geborgenheit und Gesundheit, die das römische Imperium für weite Teile seiner Bevölkerung unerfüllt ließ. Doch auch die Gesellschaft hatte eine schmutzige Seite, zumindest für Betrachter, die einen heutigen Standpunkt einnehmen. Tiefe soziale Verwerfungen bestimmten den antiken Alltag. Latente Not schlug immer wieder in nackte Gewalt um. Massaker und Bürgerkrieg waren zwar nicht unbedingt an der Tagesordnung (und, wenn wir in die jüngere Geschichte blicken, auch kein exklusives Gütesiegel der Antike), aber Aufruhr (*seditio*) suchte das Imperium, das sich doch als Ordnungsmacht verstand, periodisch immer wieder heim (Kapi-

tel V). Gewalt beherrschte indes nicht nur die Straße, sondern auch die soziale Ordnung. Ganze Personenkreise fielen der Ausgrenzung durch Ehrlosigkeit (*infamia*) anheim. Stigma ist dort, wo Machtasymmetrien sich strukturell verfestigen, wirksamer als Hiebe, diese Logik kennen wir vom Pausenhof (Kapitel VI). Der Endpunkt sozialer Entwertung ist da erreicht, wo die Rechtsordnung es gestattet, Menschen zum Eigentum anderer zu degradieren. Sklaverei (*servitus*) war in der griechisch-römischen Antike allgegenwärtig: Beleg dafür, dass Freiheit kein anthropologischer Normalzustand ist (Kapitel VII).

Wo Machtasymmetrien Abgründe klaffen lassen, ist Machtmissbrauch beständige Versuchung und Herausforderung. Bestechung (*ambitus*) Vetternwirtschaft, Manipulation, Übergriffigkeiten – diese Geißeln konnten auch gut gemeinte Versuche, die Elite zu zähmen, nicht aus der Welt schaffen (Kapitel VIII). Während antike Autoren wie Sallust und Tacitus allenthalben moralische Verkommenheit diagnostizieren, suchen wir die Ursachen heute eher in den Prägungen einer Gesellschaft, die es der Elite selbst – und ihr allein – überließ, Kontrolle zu üben und Exzessen vorzubeugen. Das Morden der Bürgerkriege, die Gewalt gegen Ausgestoßene und Sklaven, der Terror der Mächtigen gegen Ohnmächtige – all das konvergierte und kulminierte im Schicksal der Frauen, vor allem jener am Rande, gegen die der Sprachgebrauch der Männer schnell das Schimpfwort «Nutte» (*meretrix*) zur Hand hatte (Kapitel IX). Doch auch auf die Herrscher zurückfallen konnte die Gewalt schließlich, wenn sie in entmaterialisierter Form, als Gerücht (*rumor*), die öffentliche Meinung umkippen ließ. Mächtige wie Caesar und Nero mussten erfahren, wie Gerüchte zur tödlichen Waffe werden können. Andere, wie Augustus, versuchten, die Lufthoheit im Diskursraum zu erringen – und kamen damit in einer Gesellschaft, die kaum Massenmedien kannte, auf diesem Weg erstaunlich weit (Kapitel X).

Die schmutzige Seite Roms war kein Betriebsunfall der Antike, sondern die Kehrseite ihrer Größe. Sie lag nicht am Rand, sondern wirkte tief in ihrem Innern: in der Luft, die man atmete, im Brot, das

man aß, in den Häusern, in denen man wohnte, in den Körpern, die krank wurden, und in den Gerüchten, die ganze Existenzen vernichteten. Die folgenden Kapitel zeigen nicht, wie Rom glänzte, sondern warum es funktionierte – und welchen Preis viele dafür zahlten.

I

SQUALOR

Von stinkender Brühe
und dicker Luft

Rom, 46 v. Chr. Ein Triumphzug schiebt sich langsam über die Via Sacra im Herzen der Stadt. Caesar feiert seinen Sieg über die Gallier. Strahlend weiße Togen, goldene Standarten, Weihrauch, glitzernder Marmor, so weit das Auge reicht. Die Stadt hat sich ihr Festtagsgewand angezogen. Sie strahlt. Titus Pullo und Lucius Vorenus verlassen die Prozession, biegen in eine Seitenstraße ab. Ein paar Schritte nur, und sie sind in einer anderen Welt. Harter Schnitt: statt Marmor überall bröckelnder Putz, keine Togen mehr, sondern haufenweise abgerissene Lumpen. Man braucht nicht viel Fantasie, um sich Gerüche dazuzudenken: kein Weihrauch, nur noch Rauch, Urin und billiges Fett. Kinder spielen im Abfall, Frauen brüllen aus offenen Fenstern, irgendwo röchelt ein Kranker. Es ist wie ein Höllensturz in Sekunden.

Gravius caelum

Die Szene stammt nicht aus einem Werk der antiken Literatur, sondern aus einer Folge der von HBO, der italienischen RAI und der britischen BBC gemeinsam produzierten Serie *Rome*. Die Fernseh-

serie setzt gekonnt und mit kräftigem Pinselstrich die sozialen Kontraste der antiken Weltstadt in Szene. Atia sitzt im Atrium, ein Springbrunnen plätschert, gedämpfte Geräusche dringen an ihr Ohr. Einen Augenblick später ist man mit dem Helden, dem Legionär Pullo, im Armenviertel der Subura, mitten im prallen, aber wenig heimeligen Unterbauch der Metropole. Glanz und Elend liegen nur einen Steinwurf auseinander.

Die Serie bringt zu Bewusstsein, was wirklich zählte im Imperium der Römer. War man ein reicher Senator oder bloß ein armer Schlucker? Wer über das nötige Kleingeld verfügte, lebte auf dem Palatin hinter hohen Mauern und konnte seinen Morgenspaziergang im eigenen Garten machen. Er hatte reichlich Platz und Sklaven, die hinter ihm saubermachten oder aufräumten. Sie verfügten sogar über einen privaten Wasseranschluss. Das kühle Nass sprudelte bei ihnen einfach aus der Wand – nur nicht, wenn Trockenheit herrschte. Dann nämlich hatten die öffentlichen Brunnen Vorrang. Wenn aber der Wind ungünstig stand und die Ausdünstungen von einer Million Menschen, offenen Feuern und unzähligen Gewerbebetrieben ins Haus wabern ließ, zündete man Räucherwerk aus wohlriechenden Substanzen wie Weihrauch oder Myrrhe an, um dem Raumklima nachzuhelfen.

Die Schönen und Reichen bekamen für gewöhnlich wenig bis nichts zu Gesicht von jenem anderen Rom, in dem sich die Massen sammelten. Menschen, die ihr Ackerland in Italien verloren und sich als mittellose Proletarier in der Hauptstadt niedergelassen hatten. Ausländer, die an den Tiber gekommen waren, um dort ihr Glück zu versuchen, die es aber nicht gefunden und es auf dem Weg vom Tellerwäscher zum Millionär nicht sonderlich weit gebracht hatten. Außerdem Menschen, die hart für ihr täglich Brot arbeiteten und die wir heute den Mittelschichten zurechnen würden: Handwerker, Gewerbetreibende, Lehrer, Ärzte. Tag für Tag produzierte der Moloch Rom Dreck, Lärm und Gestank im Überfluss. Die wenigsten seiner Bewohner konnten sich den Emissionen der Millionenmetropole dauerhaft entziehen.

Die Römer gaben sich alle Mühe, wenigstens den größten Dreck loszuwerden. Tarquinius Priscus soll die Cloaca Maxima angelegt haben, einen mehrere hundert Meter langen Kanal, der zunächst die sumpfige Forumssenke zwischen Kapitol, Palatin und Esquilin entwässerte. Mit dem überschüssigen Wasser transportierte der ursprünglich offene Graben Abfälle und Ausscheidungen der frühen Römer Richtung Tiber, am Velabrum und am Forum Boarium vorbei. Tarquinius war der fünfte der insgesamt sieben römischen Könige der Frühzeit, die der Mythos alle mit der Errichtung öffentlicher Bauten in Verbindung brachte: Tullus Hostilius mit der Curia Hostilia, dem Senatssitzungssaal, Servius Tullius mit der ersten Stadtmauer und Tarquinius Superbus mit dem Tempel des Jupiter Optimus Maximus auf dem Kapitol. Wenn die Legende einen wahren Kern hat, fiel der erste Spatenstich für die Cloaca Maxima in die Zeit um 600 v. Chr. – ziemlich früh, bedenkt man, dass die Athener in jenen Jahren von einer Kanalisation nur träumen konnten.

Ihren Namen verdankte die Cloaca Maxima übrigens der etruskischen Göttin Cloacina, die Römer künftiger Generationen mit Venus identifizierten und der sie auf dem Forum Romanum ein kleines Heiligtum errichteten. Später wurde die Abwasserleitung immer weiter ausgebaut, um den Bedürfnissen einer rasant wachsenden Metropole gerecht zu werden. Das Wasser der in die Stadt führenden Aquädukte – im 3. Jahrhundert n. Chr. waren es elf – wurde über die Thermen und Latrinen der Stadt in die Kanalisation geleitet. Es spülte so die unterirdischen Stollen durch, verhinderte deren Verstopfung und nahm bei dieser Gelegenheit auch das Abwasser mit. Beim Pons Aemilius, dem heutigen Ponte Rotto, südlich der Tiberinsel ergoss sich die braune Brühe in den Fluss.

Ihre Kanalisation ließen sich die Römer einiges kosten. Schon die Instandhaltung verschlang so manchen Steuergroschen. Doch sollte die Cloaca Maxima nicht nur funktional sein, sondern auch schön. Wie eine moderne Kanalisation benötigte sie Schächte, durch die das Wartungspersonal in den Untergrund steigen und Regenwasser von

der Straße abfließen konnte. Als Abdeckung dienten mit Reliefs verzierte Marmorplatten. Vermutlich ein solcher Kanaldeckel der *Cloaca Maxima* hat sich in Gestalt der «*Bocca della Verità*» erhalten, die heute in der Portikus der Kirche Santa Maria in Cosmedin steht und in deren Schlund waghalsige Touristen ihre Hand stecken, in der Hoffnung, sie auch heil wieder herauszuziehen. Antike Touristen interessierten sich nicht für steinerne Lügendetektoren, wohl aber für das Wunder des Abwassersystems, besonders, wenn sie aus Griechenland kamen. «Die außergewöhnliche Größe des römischen Imperiums zeigt sich vor allem in drei Dingen: den Aquädukten, den gepflasterten Straßen und dem Bau der Kanalisation», schrieb um die Zeitenwende der griechische Historiograph Dionysios von Halikarnassos.¹ Noch beeindruckter gab sich sein Landsmann und Zeitgenosse, der Geograph Strabon. Die Römer hätten an alles Mögliche gedacht, was die Griechen sträflich vernachlässigt hätten: «den Bau von Straßen und Aquädukten und von Abwasserkanälen, die die Abfälle der Stadt in den Tiber spülen können. [...] Ihre Abwasserkanäle, die mit einem Gewölbe aus behauenen Steinen bedeckt sind, sind an manchen Stellen so breit, dass Heuwagen hindurchfahren können.»²

Wenn solcher Aufwand getrieben wurde, um die Stadt halbwegs sauber zu halten, dann war es nur natürlich, dass Vater Staat alles daransetzte, die Kanalisation vor Missbrauch und Beschädigung zu schützen. «Wenn du an einer öffentlichen Abwasserleitung etwas verändert hast oder hineingeleitet hast, wodurch deren Nutzung beeinträchtigt ist oder wird, hast du den früheren Zustand wiederherzustellen», verfügt ein Urteil aus republikanischer Zeit. «Ebenso untersage ich, etwas zu tun oder einzuleiten, was den Gebrauch beeinträchtigt.»³ Offenbar waren Schäden an der Kanalisation, die durch private Baumaßnahmen oder unsachgemäße Abwasserentsorgung entstanden, an der Tagesordnung.

«Die *cloaca* ist ein hohler Raum, durch den Abwässer abfließen», definiert der Jurist Ulpian Abwasserkanäle in der hohen Kaiserzeit. Und: «Der Begriff *cloaca* umfasst auch Rohre [*tubi*] und Leitungen

[*fistulae*].»⁴ Das Gesetz bezieht sich auf private Abwasserleitungen und räumt den Besitzern weitgehende Rechte ein, um Reinigungsarbeiten durchführen zu können. So durften Bauherren zu diesem Zweck sogar die Fußböden von Nachbarhäusern aufbrechen, wenn sie danach für die Reparaturkosten aufkamen. «Denn wenn die Abwasserkanäle nicht instand gehalten werden, drohen gesundheits-schädliche Ausdünstungen und Gebäudeschäden durch Verfall.»⁵

Genau geregelt wurde durch Gesetze und kaiserliche Erlasse, was bei der Anlage privater Drainagesysteme zu beachten war. Wer etwa eine Abwasserleitung anlegen wollte, musste dafür sorgen, dass dadurch keine Straßen oder Nachbargrundstücke in Mitleidenschaft gezogen wurden.⁶ Das Bauen an Gewässern war ebenfalls reguliert: «Was im öffentlichen Fluss oder an dessen Ufer getan wird oder was du in diesen Fluss oder an sein Ufer eingeleitet hast, wodurch eine Anlegestelle oder der Schiffsverkehr beeinträchtigt ist oder wird – das hast du wiederherzustellen.»⁷ Dieselbe Regelung bezog sich auch auf nicht schiffbare Flüsse, die der Abwasserentsorgung dienten. Bereits im 3. Jahrhundert v. Chr. wurde eine *lex Metilia de fullonibus* erlassen, die sich an die Textilbranche richtete. Die Walker (*fullones*) nutzten Urin als Reinigungsmittel und waren daher für Geruchs- und Schmutzwasseremissionen verantwortlich, die offenbar durch das Gesetz der Zensoren geregelt werden sollten.⁸

Der Gesetzgeber trieb also einigen Aufwand, um zu erreichen, dass Privatleute und Unternehmer sich an Regeln sowie allgemein das Wasser sauber und die Kanalisation funktionsfähig hielten. Doch was wären Gesetze ohne Bürokratie? Dafür, dass die Abwasserentsorgung reibungslos funktionierte, war in der Kaiserzeit ein hoher Beamter zuständig, der den klangvollen Titel *curator alvei et riparum Tiberis et cloacarum Urbis* trug. Der «Verantwortliche für den Flusslauf und die Ufer des Tiber sowie die hauptstädtische Kanalisation» war stets ein enger Vertrauter des Kaisers, der zuvor den Konsulat bekleidet und damit die höchste Stufe der senatorischen Ämterlaufbahn erreicht haben musste. 104 n. Chr. übertrug Kaiser Trajan (reg.

98–117 n. Chr.) das Amt seinem Freund Gaius Plinius Caecilius Secundus, der sich schon als Präfekt der Staatskasse bewährt hatte.

Plinius der Jüngere (61/2–113/5 n. Chr.) kennt sich also mit Abwassersystemen aus, als er – inzwischen zum Statthalter der Provinz Pontus et Bithynia im fernen Kleinasien befördert – die Stadt Amastris besucht und dort auf ein großes Hygieneproblem aufmerksam wird. Die Küstenstadt in der heutigen Türkei sei anmutig und besitze eine schöne Hauptstraße, schreibt er an Trajan. Allerdings erstrecke sich an deren gesamter Länge «ein sogenannter Fluss – in Wirklichkeit aber ein äußerst abscheulicher Abwasserkanal: ebenso widerwärtig anzusehen wegen seiner Unsauberkeit, wie abscheulich im Geruch und gesundheitsgefährdend». Plinius bittet Trajan um Erlaubnis, Abhilfe zu schaffen. Er schlägt vor, den Fluss zu überbauen.⁹ Es sei «sehr vernünftig», antwortet der Kaiser dem «lieben Plinius», den Fluss zu bedecken und so den Schandfleck aus der Welt zu schaffen. Er sei sich sicher, dass Plinius sich der Sache mit gewohnter Effizienz annehmen werde.¹⁰

Plinius und Trajan wissen ganz genau, dass der stinkende Fluss nicht nur eine ästhetische Zumutung darstellt, sondern auch ein nicht unerhebliches Risiko für die Gesundheit der Bewohner. Ein paar Jahrzehnte nach Plinius' Statthalterschaft stellte der Arzt Galen Überlegungen über die gesundheitlichen Folgen mangelnder Hygiene an. Die Ausdünstungen aus der Kanalisation großer Städte und Militärlager ebenso wie die Belastung durch verwesende Kadaver und Bioabfälle seien «schädlich», bemerkt er. In der Nähe von Flüssen sei die Luft schlecht.¹¹ Galen hält übelriechende Dünste, Miasmen, für die Ursache, von krankheitserregenden Mikroben ahnt er noch nichts.

Amastris war, verglichen mit Rom, ein kleines Nest. In der Hauptstadt beförderte die Cloaca Maxima den Dreck zwar aus den Wohnvierteln, im Tiber landete er aber schließlich doch. Und es handelte sich um viel, sehr viel Dreck, den die Millionenbevölkerung Roms Tag für Tag ausspie. Bekannt ist, dass Augustus das Tiberbett gründ-

lich säubern ließ, weil sich wegen der Verunreinigung des Flusses das Wasser staute, was immer wieder Überschwemmungen auslöste. Frontinus – er war *curator aquarum* und in dieser Funktion für die Wasserversorgung der Hauptstadt verantwortlich – vertraute um 100 n. Chr. sein Wissen der Schrift *De aquaeductu Urbis Romae* («Über die Wasserleitungen der Stadt Rom») an. Darin lobt er den Kaiser Nerva (reg. 96–98 n. Chr.) dafür, dass dieser die durch die Aquädukte nach Rom fließende Wassermenge signifikant erhöht und so dem Mangel abgeholfen habe. Ein Nebeneffekt sei, dass die Stadt jetzt viel sauberer sei. Das überschüssige Wasser spüle alles gründlich durch und mache «die Luft reiner». Die «Ursachen jenes schweren Klimas, dessentwegen die Luft der Stadt bei den Alten als verrufen galt», seien durch Nerva beseitigt worden.¹² «Schweres Klima», *gravius caelum*, nennt Frontinus die müffelnde Dunstglocke, die über der Hauptstadt hing. Schon die alten Römer waren smoggeplagt.

Gut möglich, dass Frontinus dem Kaiser hier Honig um den Bart schmiert und ein wenig übertreibt. Natürlich war er auch stolz auf seine eigene Leistung. Ob also mehr Wasser in puncto Sauberkeit solch einen großen Unterschied machte? Dass die römische Luft bei den Zeitgenossen in schlechtem Ruf stand, dürfen wir dem Autor aber gern glauben. Weder Frontinus noch Plinius oder irgendein anderer römischer Autor scheint je einen Spaziergang am Tiber unternommen zu haben – sie werden gewusst haben, warum. Nirgends ist überliefert, wie es dort roch und aussah. Wie es ist, wenn ein Fluss zum Abwasserkanal für eine Weltstadt mutiert, bekamen aber im ungewöhnlich heißen Sommer des Jahres 1858 die Londoner zu spüren. Eine Wolke übelriechender Gase legte sich über ihre Stadt. «Der Gestank war in den letzten vierzehn Tagen so stark, dass viele Menschen davon Abstand genommen haben, dem Fluss nahezukommen; andere wurden beobachtet, wie sie die Brücken mit einem Taschentuch vor Nase und Mund überquerten, um die pestilenzartigen Ausdünstungen fernzuhalten, die sie dort erwarteten», berichtete der *Wrexham Advertiser* am 3. Juli.¹³ «Der große Gestank», *The Great*

Stink, hielt die britische Kapitale monatelang fest im Griff – und erzwang politisches Umdenken. Als erste Metropole erhielt London ein modernes Kanalisationssystem, das die Kacke in großem Bogen um die Stadt herum- und in den Unterlauf der Themse einleitete. So weit waren die Römer zur Zeit Nervas freilich noch nicht.

Reize des Verderbens

Kein Wunder, dass der Tiber nicht in bestem Ruf stand. Gern nutzte man den Fluss, um die Leichen von Kriminellen und sonst irgendwie missliebig gewordenen Zeitgenossen zu entsorgen. Nachdem sie Caesar an den Iden des März 44 v. Chr. mit Dutzenden Dolchstichen ins Jenseits befördert hatten, wollten Brutus und Cassius den Toten in den Tiber werfen. Den Plan vereitelte die Reaktion der anderen Senatoren, die, anstatt die Bluttat zu bejubeln, in Panik davonliefen. Deshalb mussten sich auch die Caesarmörder vom Acker machen. Spätere Herrscher entgingen diesem Schicksal jedoch nicht und wurden nach ihrem Ableben im Fluss verklappt. Der Leichnam von Vitellius etwa, der nur ein paar Monate im Vierkaiserjahr 69 n. Chr. herrschte, wurde erst öffentlich misshandelt, dann warf man ihn in den Tiber. Genauso verfuhr man mit Elagabal (reg. 218–222 n. Chr.) und seiner Mutter, nachdem man erst versucht hatte, die beiden in der Kanalisation zu versenken. Allein, das Abflussrohr erwies sich als zu eng.

Fachgerecht wurden Tote – wenigstens in der Republik und der frühen Kaiserzeit – bestattet, indem man sie verbrannte und dann die Asche in einer Urne beisetzte. Doch auch diese Methode verursachte nicht zu unterschätzende ökologische Kollateralschäden. Gingen deshalb die Römer ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. allmählich zur Körperbestattung über? Für Caesar, dessen Leichnam der Entsorgung im Tiber entgangen war, wurde auf dem Marsfeld ein riesiger Scheiterhaufen aufgeschichtet, auf den die Trauernden trockene Zweige und alles Mögliche an brennbarem Material warfen, sogar Gerichtsbänke, die man eigens für diesen Zweck demontiert hatte. Die Schauspieler

und Musiker, die im Leichenzug mitgelaufen waren, rissen ihre Kleidung in Stücke und warfen sie auf den Haufen, Soldaten die Waffen und Hausfrauen ihren Schmuck. All das ging mit dem toten Caesar zusammen in Flammen auf und verbrannte zu schwarzem Rauch. Der stieg dann in den römischen Nachthimmel auf, kaum hatten Soldaten den Scheiterhaufen mit ihren Fackeln entzündet.

Caesar war in jener Märznacht des Jahres 44 v. Chr. bestimmt nicht der einzige Tote, der im Großraum Rom eingeäschert wurde. Für einen ordentlichen Scheiterhaufen wurden etwa zwei Kubikmeter Feuerholz benötigt – mit der gleichen Menge konnte man sein Haus einen halben Winter lang heizen. Der Haufen mit acht Lagen Holz musste acht bis neun Stunden lang brennen, damit der Leichnam vollständig zu Asche zerfiel. Gab man nicht acht, verbrannte der Tote nur unvollständig. So erging es post mortem etwa Pompeius und Caligula. Um den Gestank etwas abzumildern, wurde bei Bestattungen reicher Leute zusammen mit den sterblichen Überresten wohlriechendes Räucherwerk abgefackelt. An der dicken Luft, ausgestoßen von Dutzenden von Scheiterhaufen, die tagtäglich in Rom loderten, änderte das nicht viel. Die Brandbestattung war *Romanus mos*, «römische Sitte», wie der Geschichtsschreiber Tacitus (ca. 58–120 n. Chr.) bemerkt.

Mit den Scheiterhaufen qualmten und stanken andere Emittenten schlechter Luft um die Wette. Für Smog sorgte besonders der Silberbergbau. Silber war *das* Schmiermittel der römischen Wirtschaft. Hunderttausende Soldaten wollten jeden Monat bezahlt werden – mit Denaren, zu denen man das kostbare Metall ausmünzte. Bares brauchten aber nicht nur die Legionäre, sondern vor allem die römische Geschäftswelt. Steuern, Bankgeschäfte, Immobilientransaktionen, Alltagseinkäufe: Nichts davon ging ohne Silber. Und längst nicht nur Luxuswaren zirkulierten in der hochgradig monetarisierten Wirtschaft des Imperiums über große Entfernungen hinweg. Ohne Silber kein Handel, ohne Handel kein Wohlstand. 50 Tonnen Silber wurden in der frühen Kaiserzeit jedes Jahr ausgemünzt.

Aber das Silber aus dem Boden zu holen, war gar nicht so leicht. Zwar gab es in der Antike rund ums Mittelmeer noch reiche Vorkommen: in Laureion in Attika, auf der Iberischen Halbinsel und in Dakien, dem heutigen Rumänien. Den Silberminen von Laureion verdankte das klassische Athen seinen Wohlstand. Damit finanzierte die Polis ihre Flotte und die nicht minder kostspielige Demokratie. Doch um das Erz aus dem Berg zu fördern, rackerten sich tausende von Sklaven unter unsäglichen Bedingungen ab. Sie verbrachten den größten Teil ihres ohnehin nicht langen Lebens unter Tage. Mühsam war auch die Verhüttung des Silbers, das mit Blei und Gestein vermengt war. Um reines Silber zu gewinnen, musste das Erz unter Zugabe von Quecksilber auf über 1000 Grad Celsius erhitzt werden. Ein Großteil des Bleis verdampfte und verpestete die Atemluft. Auf rund 1400 Tonnen Silber schätzt man die Gesamtfördermenge im 5. Jahrhundert v. Chr. Mit dem Silber gelangte ein Vielfaches an Blei aus den Minen: rund 450 000 Tonnen.

Doch das waren Peanuts im Vergleich zu dem wahren Silberrausch, der das römische Imperium in den Jahrhunderten nach Christi Geburt gepackt hatte. Die Silberbergwerke in Spanien und Dakien wurden mit Heerscharen von Sklaven ausgebeutet, die Schmelzöfen qualmten auf Hochtouren. Ein Gradmesser dieser Konjunktur sind die Bleieinlagerungen, die sich im Eis der Arktis und in Alpengletschern konserviert haben und die heute durch Probenentnahme mit Bohrkernen analysiert werden können. Wissenschaftler der Universität Wien schätzen den jährlichen Ausstoß auf 3000 bis 4300 Tonnen Blei – so viel, dass kleine Kinder 2 bis 5 Mikrogramm Blei pro Deziliter Blut im Körper hatten. Die Belastung war zwar deutlich geringer als durch den Straßenverkehr vor Einführung des bleifreien Benzin in den 1970er und 1980er Jahren, aber sie genügte möglicherweise, um physische und kognitive Beeinträchtigungen hervorzurufen. Wirtschaftliche Hochkonjunktur wurde auch schon in der Antike mit erbarmungslosem Raubbau an Natur und Mensch erkaufte.

Es gab durchaus Zeitgenossen, die kritisch darauf blickten, wie

der Mensch seine Umwelt vergewaltigte. Der Dichter Ovid (43 v. Chr.–17 n. Chr.) nennt Silber und Gold «Reize des Verderbens» und tadelt: «Man drang ein in das Innere der Erde / und die Schätze, die sie verborgen hielt.»¹⁴ Solche Verse mögen noch als konservativer Kulturpessimismus durchgehen. Doch Plinius der Ältere (23/4–79 n. Chr.), der Onkel des anderen Plinius, den wir bereits als Abwasserinspekteur kennengelernt haben, gibt in seiner *Naturgeschichte* zu bedenken, wir wüssten fast nichts über die Erde unter unseren Füßen. «Und doch dringen wir bis in ihr Innerstes vor, graben nach den Adern von Gold und Silber, Kupfer und Blei, ja sogar nach Edelsteinen und manchen kleinen Steinen, indem wir Schächte tief in die Erde treiben. Wir reißen ihr das Innerste heraus, damit ein Edelstein am Finger getragen werde, der ihn begehrt. Wie viele Hände nutzen sich ab, damit ein einziges Fingerglied glänzt!»¹⁵ Auch Plinius artikuliert sein Unbehagen am Luxus, das so charakteristisch ist für die römische Oberschicht – die ihn in der Praxis jedoch keineswegs verschmähte. Allerdings geht er doch noch einen Schritt weiter. Die ungehemmte Ausbeutung natürlicher Ressourcen ist für ihn ein Akt der Undankbarkeit. Der Mensch verletzt die Grundregel des *do ut des* – «ich gebe, damit du gibst» –, über die sich in der römischen Gesellschaft niemand ungestraft hinwegsetzen konnte. Naturkatastrophen sind, so gesehen, die unausweichliche Folge menschlicher Hybris: «Und wir wundern uns, wenn die Erde dabei etwas zu unserem Schaden hervorbringt?»¹⁶ Es war Plinius' persönliche Tragik, dass ausgerechnet er bei einer Naturkatastrophe ums Leben kam: dem Vesuvausbruch 79 n. Chr., den er als Befehlshaber der Flotte von Misenum persönlich in Augenschein nehmen wollte. Ein frühes Opfer unersättlichen Forscherdrangs.

Hör auf, dich zu wundern

Die eher primitiven, wenig effizienten Hochöfen waren nicht die einzigen Schlote, die ihre Rauchfahnen gen Himmel schickten. Überall im Reich loderten Kalköfen, in denen Stein zu Mörtel und Gips, aber auch zu Dünger verarbeitet wurde. Töpfer und Ziegeleien betrieben Brenn-, Bäckereien Backöfen. All diese Öfen benötigten Brennmaterial, und die Hauptquelle dafür war Holz.

Viele Öfen wurden direkt mit Holz betrieben, aber um höhere Temperaturen zu erzeugen, brauchte man Holzkohle. Holzkohle als Energieträger kam auch in den Thermen und den Häusern der Besserverdienenden zum Einsatz, wo sie die Fußbodenheizung befeuerte oder in der kalten Jahreszeit in Metallbecken vor sich hin glühte. So sorgte sie zwar für einigermaßen erträgliche Temperaturen, doch niemand weiß, wie viele Menschen in unzureichend ventilierten Gebäuden einer Kohlenmonoxidvergiftung zum Opfer gefallen sind. In Großstädten und Bergbaurevieren sorgten die qualmenden Schornsteine zusätzlich für *gravius caelum*. «Hör auf, dich zu wundern über / den Rauch, den Reichtum und das Getöse des glücklichen Rom», rät der Dichter Horaz (65–8 v. Chr.) seinen großstadtunerfahrenen Lesern.¹⁷ Die Abgase der bullernden Öfen waren eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Großstadtlebens. Gerade deshalb sorgten Rauchemissionen regelmäßig für Nachbarschaftsstreit. So listet Ulpian eine Reihe von Verboten auf, die solchen Konflikten vorbeugen sollten. Grundstückseigentümer durften kein Feuer machen, wenn das die Nachbarn störte, und sie mussten sicherstellen, dass Rauch nicht in fremde Wohnungen ziehen konnte. Wo das doch geschah, hatten die Betroffenen das Recht zu klagen.¹⁸

Genauso gravierend wie das Problem der Luftverschmutzung war die Entwaldung ganzer Landstriche. Der Bedarf an Holz als Energieträger war gigantisch. Um eine Tonne Silber zu schmelzen, wurden sage und schreibe 10 000 Tonnen Holz benötigt. Die Herstellung von Holzkohle, ineffizient wie sie war, muss ein bedeutender

Gewerbebezweig gewesen sein. Aristophanes' Komödie *Die Acharner* von 425 v. Chr. spielt in einer walddreichen Region Attikas, deren Bewohner überwiegend von der Köhlerei leben. Sie wird in vielen Gebirgen der wichtigste Broterwerb gewesen sein. Der Holzbedarf in den Bergbaugebieten war immens. Moderne Schätzungen rechnen anhand von Schlackefunden vor, dass etwa im Revier am Río Tinto in Südwestspanien insgesamt 13,5 Millionen Tonnen Holzkohle verfeuert wurden. Gewonnen wurden diese aus 216 Millionen Tonnen Holz – das entspricht fast 600 Millionen Bäumen. Allerdings waren die Bergwerke am Río Tinto mindestens 2000 Jahre lang in Betrieb. In Populonia im mittellitalienischen Etrurien wurden in rund 500 Jahren rund 45 Millionen Bäume gefällt. Der Waldverbrauch belief sich, Modellrechnungen zufolge, in derselben Zeit auf rund 15 Millionen Hektar, was der Fläche Belgiens entspricht, bei schonender Bewirtschaftung auf die Hälfte.¹⁹

Wie also war es um die Nachhaltigkeit der antiken Forstwirtschaft bestellt? Zunächst war der Bedarf riesig. Holz war nicht nur Brenn-, sondern auch der wichtigste Baustoff: für Wohnhäuser, für Gewerbeimmobilien, für Schiffe. Auch in steinernen Gebäuden wie Tempeln und den Häusern der Oberschicht wurde Holz verbaut, vor allem im Dachstuhl und in Zwischendecken, aber auch in Türen und Fenstern. Unzählige Gegenstände waren aus Holz, vom Möbelstück bis zu Werkzeugen und Waffen. Wie viel Holz das Militär benötigte, zeigt die Trajanssäule in Rom, deren Spiralrelief die Dakerfeldzüge des Kaisers 101/2 und 105/6 n. Chr. darstellt.²⁰ Darauf werden Bäume gefällt, um Rammböcke, Katapulte, Terrassen für Belagerungen, Brücken, befestigte Lager und Palisaden zu bauen. Einige Szenen zeigen kahle Landschaften, in denen kein Baum und kein Strauch wächst. Holz war der wichtigste Werkstoff der Vormoderne, noch vor Keramik und Metall. Deshalb wurden schon in Friedenszeiten Unmengen davon verbraucht. Besonders hoch war die Nachfrage im Krieg, wenn neue Flotten aus dem Boden gestampft werden mussten. In der verlustreichsten Seeschlacht der Antike, in der bei Actium



Reliefdarstellung von Baumfällarbeiten auf der Trajanssäule,
112/3 n. Chr., Rom

in Nordwestgriechenland 31 v. Chr. der Triumvir Marcus Antonius Oktavians Admiral Agrippa unterlag, wurden allein auf Antonius' Seite über 200 Schiffe versenkt. Noch mehr Schiffe gingen durch Stürme verloren. Im Ersten Punischen Krieg (264–241 v. Chr.) sanken rund 600 römische Schiffe in Unwettern. Ganze Wälder wurden so in den Grund des Meeres gebohrt.

Ein Übriges taten Waldbrände, Überweidung und Rodungen für die Landwirtschaft. Zwischen dem 8. Jahrhundert v. Chr. und dem 2. Jahrhundert n. Chr. nahm die Bevölkerungsdichte rund um das Mittelmeer stetig zu. Immer mehr Menschen benötigten immer mehr Nahrung, und um Anbauflächen zu schaffen, wurde Wald gerodet. Viele der dichten Wälder, die bis dahin die mediterrane Vegetation geprägt hatten, verschwanden, andere wurden lichter.

Das erste landwirtschaftliche Handbuch der Weltgeschichte, Marcus Porcius Cato im 2. Jahrhundert v. Chr. verfasstes «Über den Landbau» (*De agri cultura*), empfiehlt, zu einem ordentlichen Landgut müsse auch *silva caedua* gehören, Wald zum Holzeinschlag, außerdem *silva glandaria*, Eichenwald zum Mästen von Schweinen und anderem Vieh. Der Architekt Vitruv weiß im 1. Jahrhundert v. Chr. um den Nutzen von Wald als Wasserspeicher. Und der Agrarschriftsteller Columella rät im 1. Jahrhundert n. Chr. Weinbauern, auf 14 Prozent des Landes Bäume anzupflanzen, um dort das für den Betrieb erforderliche Holz zu schlagen. Sei kein natürlicher Wald vorhanden, müsse man die Flächen aufforsten.²¹ Pachtverträge für Schlagwälder sahen eine begrenzte Nutzungsdauer durch den Pächter vor, um dem Ökosystem Zeit zur Regeneration zu geben.²²

Der wirtschaftliche Nutzen des Waldes und der Schaden, den Raubbau anrichten konnte, waren Fachleuten in der Antike also bekannt. Es gab durchaus Ansätze zur nachhaltigen Holzbewirtschaftung. In Ägypten etwa wurden unter den Ptolemäern Versuche zur Wiederaufforstung unternommen. Holzmangel machte in dem waldarmen Land Baugewerbe und Schiffbau chronisch zu schaffen. Noch für die römische Zeit lässt sich Papyrusurkunden entnehmen,

dass über Holzeinschlag genauestens Buch geführt wurde und jede Fällaktion genehmigungspflichtig war. Auch etliche Inschriften aus dem klassischen Griechenland erwähnen ein Fällverbot für Bäume. Ob solche Bestimmungen auch flächendeckend überwacht und durchgesetzt wurden, ist eine andere Frage. Doch immerhin hatte man dort, wo das Klima trocken und Wald rar war, ein Gefühl dafür, dass Holz eine Ressource war, die nicht unbegrenzt zur Verfügung stand.

Trotzdem kannte die Antike den Nachhaltigkeitsgedanken, wenn überhaupt, dann nur rudimentär. Man muss die Texte sehr großzügig auslegen, um so etwas wie ein Umweltbewusstsein darin aufspüren zu wollen. Selbst bei Plinius dem Älteren entspringt die Kritik an der Ausbeutung der Erde eher dem in Rom weitverbreiteten Kulturpessimismus als der Erkenntnis, dass die natürliche Umwelt fragil und schützenswert sei. Wenn Wälder unter Schutz gestellt wurden, dann geschah das meist aus religiösen Gründen. Heilige Haine waren angelegt worden, damit die Götter darin lustwandeln konnten, und auch in Quellen, Bergen und Bäumen sahen die Zeitgenossen göttliche Mächte walten. Als ersten Umweltaktivisten der Geschichte bezeichnet man gern den Aristoteles-Schüler Theophrast (ca. 371–287 v. Chr.). Der Philosoph, Begründer der Botanik als Wissenschaft, erkannte als Erster die Zusammenhänge zwischen Vegetation und Umweltbedingungen wie dem Wasserhaushalt. Er machte sich über tierethische Fragen Gedanken und beobachtete, wie der Mensch auf seine natürliche Umgebung einwirkte. «Ein und derselbe Boden kann nicht immer wieder dasselbe hervorbringen; durch ständige Nutzung ermüdet er», schrieb der Grieche in seiner Geschichte der Pflanzen.²³ Dennoch war er kein Pionier der Umweltbewegung. Theophrasts Triebfedern waren Neugier und das Streben, aus der Natur den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Echten Umweltschutz kannten Griechen und Römer also nicht. Einige Regionen Italiens bewahrten sich dennoch durch die gesamte Antike hindurch ihren Waldreichtum: Kalabrien, Etrurien, Umbrien

und Lukanien, selbst Teile Kampaniens und das binnenländische Latium. Diese Landstriche waren relativ dünn besiedelt, und der Abtransport des Holzes war mangels Flüssen schwierig. Meist holte man sich Holz da, wo es gerade verfügbar war, und so litten andere Gegenden sehr wohl unter Baumverlust. Wir wüssten gern mehr über Ausmaß, Geschwindigkeit und Auswirkungen der Entwaldung, aber die antiken Quellen geben darüber nur dürftig Auskunft. Der um die Zeitenwende schreibende Historiker Titus Livius informiert uns, Italien sei früher, vor etlichen Jahrhunderten, von dichten, geradezu undurchdringlichen Wäldern bedeckt gewesen, und Livius' aus Sizilien stammender Zeitgenosse Diodor berichtet dasselbe über seine Heimat und die Iberische Halbinsel.²⁴ Doch wie viel davon ist historisch und was bloß der Fantasie der Autoren zu verdanken? Schließlich wollten sie ihre Leser in eine ferne, fremde Vergangenheit mit ungezähmter, furchteinflößender Natur entführen.

Stehen still und faulen

Über viele belastbare, auf naturwissenschaftlichem Weg gewonnene Daten verfügen wir in diesem Bereich leider nicht. Entwaldung hatte für das relativ fragile Gleichgewicht des mediterranen Naturraums allgemein gravierende Folgen. Ein ausgedünnter Wald verliert seine Fähigkeit, Wasser zu speichern. Weite Teile der mediterranen Landschaft sind gebirgig. Im Bergland droht Erosion, wenn das Wasser ungehindert zu Tal fließt. Die dünne Humusschicht wird weggeschwungen, auf den Hängen kann sich kein Wald mehr ansiedeln, sondern nur noch eine anspruchslose Vegetation aus Macchia und Garrigue. Die von den Hängen gespülten Sedimente werden in die Flüsse geschwemmt, die ihren Lauf verändern und verschlammen. Im schlimmsten Fall kann das Wasser nicht mehr abfließen, ganze Landstriche versumpfen. Der Sedimenteintrag aus dem Bergland veränderte das Landschaftsbild von Grund auf. In Latium beispielsweise verschob sich die Küstenlinie um mehrere Kilometer ins Meer

hinein nach Westen. Wo heute der Lido di Ostia liegt, war in der Antike nichts als Wasser. Große Teile der Tibermündung verlandeten. An der Mündung vieler Flüsse, wie jener des Po in Norditalien oder am Thermaischen Golf in Makedonien, setzte eine umfangreiche Deltabildung ein.

Besonders zu leiden hatten jedoch Rom und sein Umland. Die Wassermassen, die in den regenreichen Monaten im Frühjahr und Herbst ungehindert von den entblößten Hängen der Sabiner- und Albanerberge strömten, stauten sich im durch Sedimente verstopften Tiber und verursachten immer wieder Überschwemmungen im Stadtgebiet. Die christlichen Schriftsteller Orosius und Augustinus berichten im 4./5. Jahrhundert n. Chr. für das letzte Jahr des Ersten Punischen Krieges (241 v. Chr.) von einer Tiberflut, die etliche tiefer gelegene Stadtteile Roms unter Wasser gesetzt haben soll.²⁵ Noch heftiger traf es die römische Campagna. Südöstlich der Hauptstadt erstreckte sich der Ager Pomptinus, eine ausgedehnte Ebene, die im 6. Jahrhundert v. Chr. von den Volskern, einem italischen Stamm, besiedelt worden war. Livius berichtet, zu dieser Zeit sei das Gebiet dicht bevölkert gewesen.²⁶ Die Volsker wurden von den Römern ab etwa 400 v. Chr. zurückgedrängt. Später ist immer wieder von Problemen die Rede: Offenbar war der Acker in Teilen verlassen, denn eine Senatskommission sollte das Land an Siedler aufteilen, scheiterte aber mit diesem Vorhaben.²⁷ Immerhin wurde 358 v. Chr. eine Tribus namens Pomptina eingerichtet,²⁸ ein deutliches Signal, dass hier genügend römische Bürger wohnten, um eine Abteilung der Volksversammlung bilden zu können. Jahrhunderte später berichtet der Dichter Juvenal, die Ebene sei ein Rückzugsgebiet für Räuber und allerlei Gesindel, sie auf der Via Appia zu durchqueren sei mit Gefahren für Leib und Leben verbunden.²⁹ Erstmals nennt Vitruv die Gegend *paludes Pomptinae*, Pontinische Sümpfe. Anders als andere Sümpfe besäßen sie keinen Abfluss zum Meer: «Die Sümpfe jedoch, die keine Abflüsse, keine Flüsse oder Gräben besitzen – wie die Pomptinischen –, stehen still und faulen, und die schweren, krank-

heitserregenden Feuchtigkeitsemissionen steigen an diesen Orten auf.»³⁰ Deshalb sei der Ort zur Anlage von Festungen ungeeignet, warnt der Architekt. Tatsächlich war die Pontinische Ebene bis in jüngste Vergangenheit malariaverseucht und daher kaum besiedelt. Nur die Anophelesmücke fühlte sich in dem rund 800 Quadratkilometer großen Areal zwischen den Städten Anzio und Terracina rundum wohl. Erst dem Diktator Benito Mussolini gelang in den 1930er Jahren, was vor ihm schon Caesar, etliche Päpste, Napoleon und ein preußischer Major versucht hatten: Er legte die Sümpfe mit einem Kanalsystem trocken und schuf so Ackerland und Platz für neue Industriezentren. Über Caesars Versuch, die *paludes Pomptinae* durch Anlage eines Entwässerungskanals und eines künstlichen Sees trockenzulegen, informiert uns übrigens sein Biograph Sueton (ca. 70–122 n. Chr.). Das Projekt gelangte wegen der Ermordung des Diktators nicht mehr zur Ausführung, aber es ist der früheste unmissverständliche Hinweis auf die Versumpfung der Ebene.³¹

Es war die Entwaldung der Hügelketten von Latium, die, wenn die Indizien nicht trügen, diese massive Umweltkatastrophe verursachte, deren Wirkungen bis ins 20. Jahrhundert hinein spürbar blieben. Doch der genaue Hergang ist weniger eindeutig zu klären, als man meinen könnte. Gewiss, die Bevölkerung wuchs rasant an, überall in Rom und Umgebung kokelten Kamine, Brennöfen und Scheiterhaufen munter vor sich hin. Bauwirtschaft, Schiffbau und expandierende Landwirtschaft – sie alle riefen nach Holz und ließen die Nachfrage nach dem Rohstoff in die Höhe schnellen. Der demographische und ökonomische Aufschwung dürfte den Wäldern der Umgebung erheblich zugesetzt haben. Doch gibt es etliche Unbekannte in der vermeintlich simpel zu lösenden Gleichung. Die Römer wussten um den Nutzen von Terrassen, um auch in Hanglage landwirtschaftliche Nutzfläche zu gewinnen. Die Albaner- und Sabinerberge waren teilweise terrassiert und dürften so der Erosion besser widerstanden haben. Löste erst der Verfall der Terrassen im anbrechenden Mittelalter die eigentliche Katastrophe aus? Zog sich die Versump-

fung über Jahrhunderte hin und gewann erst nach dem Ende der Antike so richtig an Fahrt? Und welche Rolle spielten die Volsker? Ihre Landwirtschaft war offenbar an die besonderen naturräumlichen Bedingungen in der Pontinischen Ebene angepasst. Möglicherweise gerieten Techniken des Wassermanagements in Vergessenheit, nachdem die Volsker von den Römern aus der Ebene verdrängt worden waren. Vielleicht versumpfte der Ager Pomptinus auch erst, nachdem Landflucht im 2. Jahrhundert v. Chr. Teile der römischen Campagna in Brachland verwandelt hatte.

Die verschiedenen Hypothesen müssen einander nicht ausschließen. Offenbar war der Problemdruck schon zu Caesars Zeiten dermaßen stark, dass Rufe nach Maßnahmen laut wurden. Der antike Diktator sah in der Trockenlegung – genau wie sein moderner Nachfolger – die Möglichkeit, seine Popularitätswerte zu verbessern. Die Geschichte der Pontinischen Ebene steht sinnbildlich dafür, wie Menschen zu allen Zeiten Raubbau an der Natur trieben – und regelmäßig daran scheiterten, die Folgen zu beherrschen. Sind also menschengemachte Umweltkatastrophen mitverantwortlich – vielleicht gar die Hauptursache – für den Untergang des römischen Imperiums und den Kollaps der antiken Zivilisation im 5. Jahrhundert n. Chr.? Haben sich die Römer mit großflächiger Abholzung, Überweidung, Übernutzung durch Getreideanbau, nicht zuletzt mit der massenhaften Emission von Umweltgiften wie Blei ihr eigenes Grab geschaufelt?

Das haben Forscher immer wieder behauptet, seit die aktuelle Umwelt- und Klimakrise die Gemüter der Zeitgenossen erregt. Der Umweltchemiker Jerome Nriagu sorgte 1983 mit der These für Aufsehen, die Nutzung von Rohren und allen möglichen Gerätschaften aus Blei habe zu massenhafter Bleivergiftung und damit sinkender Fertilität und kognitiven Einschränkungen vor allem in der römischen Elite geführt. Der Umweltarchäologe Karl Butzer sowie die Historiker Michael McCormick und Kyle Harper haben die These vertreten, Entwaldung, die dadurch ausgelöste Erosion und lokale

Klimaveränderungen sowie die Erschöpfung von Ackerböden hätten in der Spätantike eine ökonomische Abwärtsspirale in Gang gesetzt, die dem Imperium schließlich zum Verhängnis geworden sei. Der Althistoriker Peter Garnsey wiederum hat behauptet, die antiken Ökonomien, gerade auch die Landwirtschaft, seien mit ihrer unterentwickelten Technologie und Organisation nur mangelhaft in der Lage gewesen, auf Krisen und Katastrophen zu reagieren.³²

Einig ist sich die Forschung heute nur in einem Punkt: Der Untergang des Römischen Reiches hat nicht die eine, exklusive Ursache. Das Imperium ist an einer komplexen Krise gescheitert, in der Umweltfaktoren auch eine Rolle gespielt haben mögen. Sie genau zu beziffern, ist angesichts der Quellenlage nicht möglich. Ein tauglicher Erklärungsschlüssel ist aber Garnseys Hinweis auf die relativ geringe Resilienz des von den Römern errichteten Reiches. Wir haben ja gesehen, wie ineffiziente Technologien zum Beispiel bei der Metallverarbeitung und fehlendes Wissen etwa um ökologische Zusammenhänge zu einem unmäßigen Ressourcenverbrauch geführt haben. Gleichwohl: Gerade angesichts seiner begrenzten Möglichkeiten ist es eine staunenswerte Leistung, dass das Imperium so viele Jahrhunderte bestanden und etliche Krisen überdauert hat.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de